

Die Rache Heinrich von Kleists

Autor(en): **Marcuse, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **18 (1950-1951)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE RACHE HEINRICH VON KLEISTS

Von Ludwig Marcuse

Im Jahre 1921 tauchten in deutschen Blättern neue Dokumente von und über Kleist auf. Sie alle bezogen sich auf die ersten Monate des Jahres 1807, in denen Kleist, der Spionage verdächtig, im Fort de Joux bei Besançon gefangengehalten und verhört wurde.

Der glückliche Finder dieser Akten, K. G. Herwig, hatte einen großen Fund gemacht — auf recht phantastische Weise. Die Dokumente (Kleist-Briefe; das Tagebuch des französischen Offiziers, der ihn verhörte; die Rapporte des Festungskommandanten) waren nach Bern gekommen und von dort mit Berner Kirchenakten über Yverdon in das waadtländische Städtchen Orbe gesandt worden. Dort fand sie K. G. Herwig, der auf der Munizipalität nach Kirchenakten suchte, mehr als hundert Jahre später. —

Ich wiederum, lebend in Kalifornien, blättere eines Abends in alten deutschen Zeitschriften, die mir ein Freund vermacht hatte. Ich finde die Dokumente und sehe, daß sie nicht nur für die Kleist-Forschung von höchster Bedeutung sind. Sie zeigen den außerordentlichen Eindruck, den der unbekannte Poet noch auf seine Feinde, die ihn hängen wollten, gemacht hat. Und sie zeigen in dem französischen Festungskommandanten den unbekanntem französischen Helden, den kennenzulernen ein Erlebnis ist.

So versuche ich die folgende Darstellung auf Grund jener Schriftstücke.

Der Leutnant Charles Meunier

Es war im Jahre 1807. Die Grande Nation feierte unvergleichliche Triumphe. Man war in Italien siegreich gewesen. Oesterreich war niedergeschlagen worden. Nun ist Preußen an der Reihe. Rußland und England sind in die Defensive gedrängt. Noch nie ist Frankreich so mächtig gewesen.

Der junge Leutnant Charles Meunier spürte wenig von dem Segen, der da auf Marschälle und Soldaten der großen Armee niederging. Er saß im Fort de Joux, am Nordabhang des Jura: einem Schloß auf nacktem Fels, das nun ein Gefängnis war, welches deutsche Gefangene einschloß. Es war einsam und es war Winter. Manchmal quälte er die Gefangenen und manchmal dichtete er

und manchmal delectierte er sich an den Poeten Lafontaine und Chenier.

Da wurde, zu Anfang des Jahres 1807, ein deutscher «Spion» besonderer Art eingeliefert — und nun war es aus mit den freien Stunden und den müßigen Gedanken. Der Mann kam aus Königsberg in Ostpreußen, dem deutschen Hauptquartier, wohin sich der Preußenkönig und sein Hof verzogen hatten. Er war mit zwei andern Offizieren vor den Toren Berlins verhaftet worden. General Clarke, der französische Gouverneur von Berlin, wünschte, daß man diesen Menschen der Spionage überführe. Der Spionageverdächtige hieß: Heinrich von Kleist.

Jetzt hatte der Leutnant keine Zeit mehr zum Dichten und zum Lesen. Er hatte Kleist zu bewachen, zu belauschen, auszufragen, zu überführen. Er wußte bereits, daß von Kleist vor einem Jahrzehnt noch aktiver Offizier gewesen war. Auch daß er Zutritt zum König hatte. Und schließlich noch, daß ein Mitglied der Familie Kleist Direktor der Militärakademie war. Das wußte er schon aus den Akten. Was er dann persönlich herausbrachte, war: daß dieser Deutsche einer der höflichsten Menschen ist und ein Poet dazu. Man kannte ihn in Frankreich nicht. Wie viele kannten ihn damals in deutschen Landen? Aber er sah genau aus wie ein Dichter. «Ich bewunderte seine schönen Augen», trug er in sein Tagebuch ein. So hätte er hier, in kalten, einsamen Winternächten, einen kongenialen Freund gefunden — wenn es nicht seine Aufgabe gewesen wäre, einen Feind zu entlarven.

Er merkte sehr bald, daß der deutsche Dichter kein Spion war. Er bewunderte die Grazie dieses Mannes, der mitten im Spaziergang oder mitten im Verhör, was dasselbe war, stehenblieb und sagte: «Mein Herr, warum wollen Sie bei diesem schönen Wetter vom Militär sprechen? Ich will nachdenken.» Wieviel Würde lag in solchen Worten. Der dichtende Gefängniswärter spürte es. Aber was sind Einsichten gegen Notwendigkeiten?

Der mächtige General Clarke wollte den Tod des Deutschen. Und Meunier wollte sich die Gunst des Generals erwerben. Denn er sehnte sich weg von diesem gottverlassenen Fort nach Paris. Viele wollten nach Paris. Er aber hatte noch einen besonderen Grund. Er liebte die Tänzerin Louise Verneuil. Und sie war in Paris. Er wollte sie heiraten. Um sie zu heiraten, mußte er von hier fort kommen und außerdem noch zum Hauptmann avancieren. Beides konnte der General zustande bringen. Und so bat er sie in einem Liebesbrief, zwischen einem Gruß aus Küssen und der Ausmalung seliger Stunden, «ihrem kleinen Mann» doch das Heiraten zu erleichtern! Er habe es mit einem deutschen Dichter zu tun, den sie

vielleicht kennenlernen werde, wenn er erst tot sei — und er werde es bald sein. Sie solle sich dem General nähern, um ihm zu hinterbringen, was der Leutnant Meunier tue in Vollzug des Befehls seines Vorgesetzten. Der Leutnant hatte Grund, nicht allzuviel vom Dienstweg zu halten. So machte er die Tänzerin Louise Verneuil zu seinem Privatbotschafter beim französischen Gouverneur von Berlin.

Der Leutnant ist — wenigstens wenn er mit seinem Tagebuch allein ist — ein grundehrlicher Mann. Aber auch grundehrliche Leute können Teufel sein. Er hat einen großen Respekt vor diesem deutschen Poeten. Aber der Monsieur Meunier steht ihm eben näher. Und da hat von Kleist zu weichen. Es heißt im Tagebuch: «Mich geht in Augenblicken, wo die Gedanken der Einsamkeit, des Schreckens der Einsamkeit mich überfallen, ein Menschenleben nichts an, wenn ich mich durch dessen Vernichtung emporretten kann in die Seligkeit der Liebe.» Das ist ehrlich und gründlich — und fast schon Kleists Tod. Der Henker tröstet sich leicht. Das Opfer sei nicht so berühmt wie Schiller und Goethe. (Sozusagen: ein literarischer Trost.)

Er geht an die Exekution nicht wie ein Mörder mit der Axt, sondern wie ein Mörder mit der Feder. Er unterhält sich mit dem Dichterkollegen. Dann schnappt er bei einem verdächtigen Wort zu, dies Wort geht zum Kommandanten, dann zum Gouverneur von Besançon und landet schließlich in Berlin. So häufen sich Berge von Akten über einen Kleist-Satz: «Das Mißtrauen ist die schwarze Sucht der Seele.» Der Inquisitor knetet ihn so lange, bis er eine auf den General gemachte Anspielung wird. Zwar kann Kleist nach Wochen beweisen, daß diese Sentenz ein Selbstzitat aus seinem Drama «Familie Schroffenstein» ist, welches lange vor der Verhaftung in der Schweiz erschienen war. Aber inzwischen hat es seine verdächtige Wirkung bereits ausgeübt.

Meunier hat für den General noch einen andern Beweis auf Lager, daß dieser von Kleist ein gefährlicher Feind Frankreichs ist. Er hat nämlich herausgebracht, daß der deutsche Schriftsteller den französischen Komödiendichter Molière als Plagiator enthüllen will, um so der französischen Nation ihr einziges komisches Genie zu nehmen. Das sei zwar nicht Spionage im technischen Sinne des Wortes, aber mindestens ein feindlicher Akt. Kleist beschäftigte sich damals mit einem Stoff, aus dem später sein «Amphytrion» wurde. Er fand nun, daß Molière in seinem Amphytrion-Stück das viel bessere Werk «Die beiden Sosias» des unbekannteren französischen Dichters Rotrou (1609—1650) abgeschrieben habe. So rannte der kriegsgefangene preußische Offizier a. D. auf den Wällen

des französischen Fort de Joux mit seinem Rotrou in der Hand auf und ab, deklamierte ganze Passagen auswendig und kritzelte Eigenes in sein Exemplar hinein, da er ihn umdichten wollte. — Auch dieses Buch lag den Dokumenten bei, die 1921 gefunden wurden.

So also, folgerte Meunier für die vorgesetzte Behörde, sind diese Deutschen; nur Goethe ist wohl, wie Madame de Staël meint, eine Ausnahme. Der Herr von Schiller hat unsere Nachbarn, die braven Schweizer, aufgehetzt mit seinem «Guillaume Tell» und sich dann noch unfreundlich eingemischt in die Geschichte unseres Königshauses. Und jetzt dieser Kleist! Außerdem sei er noch höchst verdächtig, weil er so glänzend französisch spreche. Meunier konnte sich an keinen Franzosen erinnern, der so gut Deutsch konnte — außer an Spione. Zwar wußte er, auch von Madame de Staël, durch die sie alle Deutschland kennengelernt hatten, daß diese Deutschen «die Manier haben, unsere Sprache besser zu sprechen als wir — seit dem großen Friedrich, der lange mit Voltaire lebte». Aber entweder vergaß dieser Inquisitor immer wieder, was zu vergessen nützlich war, oder er war so eifrig bei diesem Geschäft, daß er manchmal sich selber überzeugte, er habe einen Spion zwischen den Händen. Und wenn er keiner war? Was macht's. Am 11. März 1807 verkündete er eine große völkerpsychologische Einsicht: «Ein Franzose, der ich bin, wird nicht zögern, den Fremden Böses zu tun, wenn er kann, denn das liegt in unserer Natur. Wir sehen als Franzosen nichts Böses darin, dem Nächsten zu schaden.»

Und doch hatte dieser Leutnant Charles Meunier täglich vor Augen einen Mann, der ihn hätte Besseres lehren können über «die Natur» des Franzosen: seinen direkten Vorgesetzten, den Kommandanten des Fort de Joux. Dieser Kommandant ist der unbekannte französische Held.

Der unbekannte französische Held

An demselben 12. März, an dem der Leutnant notiert, daß ihn die Liebe nicht schlafen läßt — und daß Kleist deshalb ein Spion sein muß, schreibt der deutsche Dichter an den französischen Kommandanten von Fort de Joux ein kurzes, kühles, höflich befehlendes Memorandum: «Ich möchte Sie bitten, mir künftig, wenn der große Wind kommt, wie wir ihn gestern nacht hatten, einen Platz zu geben, wo ich mich wärmen kann. Denn ich erfriere. Um so mehr, als Sie mir zur Ernährung nur Wasser geben.»

Der Kommandant war gefesselt von zwei unzerreißbaren Strik-

ken: dem französischen Gesetz und dem ehernen Willen des Generals. Das Gesetz befahl, Spionageverdächtige, die kein Geld bei sich haben, in unterirdischen, nassen und kalten Höhlen unterzubringen. Das Gesetz erlaubte, wie der Kommandant betonte, Brot, Kartoffeln und Milch den Schweinen zu geben — auch Kleists rohen Genossen, die es sich leisten konnten. Aber nicht einem Mittellosen, solange er nicht gesteht. Und dann der General. Er ließ durch den Gouverneur von Besançon anfragen: wann ist es endlich so weit? Der General war der zweite Strick, der den Festungskommandanten fesselte.

Auch er war (wie sein Leutnant) fasziniert vom Wesen dieses Gefangenen. Er ließ sich «Die Familie Schroffenstein» aus Bern kommen, Exzerpte ins Französische übersetzen und erklärte der vorgesetzten Behörde: «Das ist ein Philosoph.» Und erklärte noch viel mehr.

Liest man die Berichte, die er an den Gouverneur von Besançon, seinen Vorgesetzten, für den General, den höheren Vorgesetzten, verfaßte, so denkt vielleicht mancher: was für schöne Ideen! was für ein humaner, gefühlvoller Mann! Aber das war es nicht. Von Gottesmännern und Patrioten sind an Feiertagen und bei gemütlichen nationalen Gedenktagen ähnliche Dinge schon oft gesagt worden. Dieser Mann aber schrieb als ein Untergeordneter an strenge Obere, einen «Spion» verteidigend, die Grande Nation anklagend — als sie im höchsten Glanz war. Am 14. März 1807, zwei Uhr nachmittags, händigte er dann einem Kurier, der wartete, ein Schriftstück ein, das der Gouverneur von Besançon nicht wagte, nach Berlin weiterzuleiten. Da waren scharf und unerbittlich die Motive seines Leutnants entlarvt und dieser poetische Gauner als ein «Zusammen von Bildung und Roheit» treffend charakterisiert. Tat dieser Leutnant nicht nur, was sein General wollte? Der Kommandant aber verlangte für den deutschen «Spion» — Menschenrechte, die man wohl bei Voltaire und Rousseau, bei Kant und Schiller zu treffen gewohnt ist, aber doch nicht im militärischen Rapport eines Subordinierten. Dort heißt es: «Wir Söhne dieses edlen Frankreich sind nicht im spanischen Mittelalter. Wir genießen den Ruf, menschlicher zu sein als Menschen anderer Länder, und ich frage mich nun: Sind wir es?» Und er stieß diese geradezu hochverräterische Frage immer unnachgiebiger hervor: «Ich, als Kommandant eines einsamen Forts von unserem großen Vorgesetzten auf einen verantwortlichen Posten gestellt, stelle Ihnen die Frage: Sind wir menschlich?» Er sagte also in diesem Briefe Dinge, die nicht nur Insubordination, sondern eine geradezu revolutionäre Kritik vertragen. Er bemerkte, daß die Gesetze «nur durch Geld Veränderun-

gen unterworfen» sind — nicht durch Humanität; die beiden Begleiter Kleists, die Geld haben, können so viel essen wie sie wollen. So zwängen ihn die Gesetze des großen Frankreich, «das edle Antlitz eines jungen Dichters, der zwar verdächtig, aber wie ich glaube, nicht schuldig» sei, zu vernichten. Also schrieb der französische Kommandant des Fort de Joux. Man sollte ihm überall in Frankreich Denkmäler errichten.

Der Gouverneur von Besançon antwortete postwendend durch Kurier — und zwar im schärfsten, schroffsten, drohendsten Militärstil: daß «bei Spionen sentimentale Rücksichten nicht zu nehmen sind». Binnen acht Tagen werde ein zweiter Bericht erwartet — «ohne jede Sentimentalität». Auf diese Order schrieb der Kommandant: «Kanaille». Sieben Tage später traf noch eine Mahnung ein: «Ein Beweis muß gefunden werden. Der General will es.» Unser Kommandant mußte antworten. Er tat es in einem Schreiben, das folgende Datierung trägt: «Fort de Joux, 23. März 1807, 8 Grad Kälte.» Der schönste Satz dieses Schreibens lautet: «Schmach über uns, wenn er den Verstand verliert.» Durch diesen Satz hat er Frankreich mehr Glanz verliehen als ein Dutzend seiner berühmtesten Eroberer. —

Der Schweizer Verleger Geßner, Kleists Freund, schrieb später an den Kommandanten: «Sie werden es vor dem Tribunal der Literatur zu verantworten haben.» Der Kommandant machte den Vermerk: «Mein Gott! Er hat recht!»

Es ist aber unendlich traurig: Kleist wußte in seinen schlimmsten Tagen nicht, daß auf dem kahlen Felsen am Nordabhang des Jura ein Mann neben ihm lebte, der ebenso nobel war wie er. Ja, dieser Mann hatte alles dazu, die schönste Figur eines Kleistschen Dramas zu werden.

Vom Fort de Joux zur «Hermannsschlacht»

Heinrich von Kleist lebt in einer unterirdischen Höhle, an deren Wänden das Wasser herabläuft; friert, hungert, liest die französischen Dichter Rotrou, Scarron, Molière und Voltaire; erscheint seinen Peinigern als die Sanftmut in Person — und wird von ihnen auf den Weg gebracht, der zur «Hermannsschlacht» führt.

Er ist dreißig Jahre alt. Als ein von Kleist war er aktiver preußischer Offizier gewesen, hatte in den Jahren 1793—1795 Feldzüge gegen die französische Revolutionsarmee mitgemacht, hatte den Dienst aufgegeben, um Mathematik, Physik, vor allem Philosophie zu studieren — und hatte manches gelernt, ohne zu einem Ziel zu kommen, weder zu einem Beruf noch zu einer Familie; und dazu verlor er das Vertrauen in die Fundamente des Daseins. Er wußte

nicht, wovon leben — in beiden Bedeutungen des Worts. Zuletzt, in den zwei vergangenen Jahren, hatte er es noch mit der preussischen Verwaltung in Königsberg versucht. Aber auch das war nichts gewesen. Er hatte sich nicht am Platz gefühlt, außerdem krank, die schwächliche Napoleon-Politik Preußens hatte ihn niedergeschlagen — und dann war die von ihm prophezeite Katastrophe hereingebrochen: die Niederlage von Jena und Auerstedt, das Ende Preußens.

Diese Umstände hatten auch seine persönliche Situation noch verschlimmert. Die Königin Luise hatte ihm eine jährliche Summe ausgesetzt gehabt: «zur Begründung einer unabhängigen Existenz und zur Aufmunterung in seinen literarischen Arbeiten.» Das fiel nun weg. So mußte er nach dem Westen Deutschlands, um einige Manuskripte zu Geld zu machen: den «Zerbrochenen Krug» und ein paar Novellen, die er unter der Feder hatte. Da wurde er mit seinen beiden Begleitern (den Offizieren Gauvin und Ehrenberg) vor den Toren Berlins als spionageverdächtig festgenommen, weil sie aus dem jetzigen Hauptquartier des Königs in Königsberg gekommen seien. Ueber Wustermark, Marburg, Mainz, Straßburg, Besançon ging es dann in dieses Fort de Joux bei Pontarlier, wo Kleist nun zugrunde zu gehen drohte.

Er schrieb um Hilfe an die Schwester Ulrike, die zum General Clarke ging. An Schweizer Freunde aus seiner Schweizer Zeit: Herrn Geßner, Buchhändler in Bern (den Sohn des Idyllendichters Salomon Geßner); an den Capitaine de Mulineu in Bern — übrigens ein Bekannter des Kommandanten; an Ludwig Wieland, den Sohn des berühmten Dichters, der seinerzeit den «Robert Guiskard» so gepriesen hatte. Mancher dieser Briefe wurde dann nach der Lektüre des Zensors zu den Geheimakten gelegt.

Kleist bittet um Hilfe. Will Zeugen, daß er ein Dichter ist, kein Spion. Erzählt seine Geschichte. Und verrät noch viel mehr. Während die Gefängniswärter seinen Gleichmut bewundern, schreibt er an den Buchhändler in Bern: «Die Gleichmut ist die Tugend der Athleten nur.» Und während der Leutnant und der Kommandant den edlen Dulder preisen, schreibt er das Motto über die ungeheuerliche Produktion, die im nächsten Jahre ans Licht kommen wird: das Motto über die «Penthesilea», «Die Hermannsschlacht», den «Michael Kohlhaas», «Das Erdbeben in Chili», «Die Verlobung in St. Domingo», den «Findling». Dies Motto steht in dem Brief an den Buchhändler Geßner vom 13. März 1807: «In mir ist nun auch ein Gefühl der Rache, das sich über alles, auch über die Furcht und die Liebe verbreitet. Denn ein Mensch ist nicht normal, wenn er das Gefühl der Rache nicht in sich trägt für eine Tat, die man ihm

antut auf eine so ungerechte Weise, und besonders, wenn man es tut in dem Maße, wie man es mir tut. Dies stelle ich unter das Wort: Das Gemeine will auch sein Opfer.» Welch edler Satz!

Weder der Leutnant noch der Kommandant wußten etwas von ihrem rachsüchtigen Gefangenen. Sie waren fasziniert von seinen zarten Gefühlen, seinen hohen Gedanken, von dem edlen Antlitz und den imponierenden Augen. Sie sahen nur die Menschenwürde und die lebende Poesie. Sie sahen richtig. Sie sahen Kleists Natur. Sie sahen nicht den Todeskeim. Es wäre aber eine oberflächliche Psychologie, alle die Wunderwerke des Jahres 1808 dem Leutnant Meunier und seinen Quälereien zuzuschreiben. Es ginge schon aus dem Grunde nicht, weil einige dieser Veröffentlichungen im Jahre 1808 nur vollendet wurden.

Das Gefühl der Rache wurde nicht im Fort de Joux in ihm gepflanzt. Es wurde hier nur gehegt und gepflegt und zur «Hermannschlacht» aufgepäppelt. Es lag viel tiefer. Man erkennt den Ursprung in Kleists Briefen an die Schwester, nach seiner Lektüre der «Kritik der reinen Vernunft». Kleist war seit Jahren mit dem Dasein verfeindet: weil es nichts gab, wie er entdecken mußte, woran man sich halten kann. «Man sage nicht», schrieb er, «daß eine Stimme uns heimlich und deutlich anvertraue, was recht sei. Dieselbe Stimme, die dem Christen zuruft, seinem Feinde zu vergeben, ruft dem Seelender zu, ihn zu braten, und mit Andacht ißt er ihn auf». Die Einsamkeitsethik ist von Kleist gezeugt. Zwei Generationen trugen sie aus — bis sie in Nietzsche die Welt eroberte. Kleist rächte sich dafür, daß die Welt, in die er hineingeboren war, die Welt des Glaubens an eine Harmonie, sich als ein Scherbenberg erwiesen hatte. Enttäuschung und Rachegefühl liegen dicht beieinander; es war kein Zufall, daß er von Hamlet, auch einem rachsüchtigen Enttäuschten, den er im vergangenen Jahr im ostpreußischen Badeort Pillau studiert hatte, schrieb: er sei «eine Menschenseele», «die so sehr der meinigen gleicht».

Die Rachsucht war in diesem edelsten Deutschen bereits angelegt, als sie so reichliche Nahrung fand in der Höhle des Fort de Joux. Sie loderte mächtig auf in den nächsten fünfzig Monaten — zuerst in einigen literarischen Meisterwerken und dann im Selbstmord.

Von den Franzosen wurde er schon im Juli (nach einem halben Jahr) freigelassen. Sein Schicksal hielt ihn noch vier weitere Jahre gefangen.